

Illustrirte Wochenschrift für das katholische Volk,

insbesondere für die Verehrer der hl. Familie und die Mitglieder des von Papst Leo XIII. eingeführten „Allg. Vereins der christl. Familien zu Ehren der hl. Familie von Nazareth".

Augsburg, Sonntag den 5. März 1899.

„Die katholische Familie" erscheint wöchentlich, 16 Seiten stark; Preis vierteljährig mit der Beilage „Das gute Kind" nur 80 Pfg.; bei direktem Partiebezug billiger. Alle Post-Expeditionen und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Jeden Donnerstag wird das Blatt ausgegeben und versendet. — Inserate: die einspaltige Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 5. März. Dritter Fastensonntag. Johannes vom Kreuz, Priester, † 1734. Gerasimus, Einsiedler, † 475. Eusebius.

Montag, 6. März. Fridolin, Abt, † 540. Coletta, Jungfrau, † 1447. Basilius, Bischof, † im 4. Jahrhundert.

Dienstag, 7. März. Thomas von Aquin, Kirchenlehrer, † 1274. Perpetua und Felicitas, Martyrinnen, † 203.

Mittwoch, 8. März. **Mittef.** Johannes von Gott. Ordenstifter, † 1550. Julianus.

Donnerstag, 9. März. Franziska von Rom. Katharina von Bologna. Cyrillus und Methodius.

Freitag, 10. März. Vierzig Martyrer von Sebaste. Attalas.

Samstag, 11. März. Gregor von Nyssa, Bischof und Kirchenlehrer, † 604. Eulogius.

Dritter Fastensonntag.

[Nachdruck verboten.]

Evangelium: Jesus treibt einen Teufel aus. Luk. 11.

Der Teufel hatte den Menschen taubstumm gemacht. Geistiger Weise stumm sind die Menschen, die Gott nicht mehr kennen und loben, die nicht mehr beten. Taub sind jene, welche auf Gott nicht mehr hören, sein Wort nicht annehmen. Sein Wort ertönt so lieblich an unser Ohr in den Evangelien. Wie traurig, daß viele sie nicht mehr hören wollen! Wie traurig erst, daß viele sie bekämpfen! Was mag sie nur veranlassen? Die Evangelien sind doch beglaubigt wie kaum ein anderes Buch. Sie sind uns von der Kirche unverfälscht überliefert worden. Wir haben noch Handschriften aus der Zeit, als Konstantin regierte, der erste christliche Kaiser. Wie ist es mit anderen Werken? Niemand zweifelt an den Werken der griechischen Geschichtschreiber wie Thucidides und Xenophon. Und doch reichen die Handschriften nicht über die Zeit Karls des Großen zurück, während die Urschriften vier Jahrhunderte vor Christus verfaßt wurden.

Und nun betrachte weiter die Verfasser der Evangelien! Verdienen sie nicht vollen Glauben? Sie konnten die Wahrheit sagen; denn sie waren Augen- und Ohrenzeugen dessen, was sie erzählen, oder schöpften von solchen. Man sagt freilich, diese einfachen, ungelehrten Männer seien nicht im Stande gewesen, ein Wunder zu berichten, da sie ein solches nicht zu beurteilen

und zu unterscheiden wußten. Aber was für eine Gelehrsamkeit ist denn nötig, um eine Thatsache zu berichten? Dazu gehören denn doch blos gesunde Sinne und gesunder Menschenverstand. Und die wird man den Aposteln wohl nicht absprechen wollen. Ob ein Wunder vorliegt oder nicht, darüber behalten wir uns selbst das Urteil vor. Der Evangelist berichtet, daß ein gefährlicher Sturm sich erhob, und daß derselbe auf das Wort des Herrn sofort verstummte. Um dies festzustellen, bedarf es denn doch keiner besonderen Studien. Das konnten die seegewohnten Fischer besser feststellen als ein schwachaugiger Professor. Den Wundercharakter des Vorgangs erschließen wir selbst.

Die Evangelisten wollten aber auch die Wahrheit sagen; sie waren durchaus zuverlässige, wahrheitsliebende Männer. Das ist leicht zu sehen. Wer betrügt, der sucht seinen Vorteil. Und die Apostel? Ihr Zeugnis bringt ihnen nichts von irdischem Vorteil, es bringt Verfolgung, es bringt den Tod. Aber ruhig übernehmen sie für ihr Wort Kerker, Pein und Tod. So handelt ein Mann, der für seine Ueberzeugung eintritt. Für Trug und Erfindung geht man nicht in den Tod.

Man kann noch weiter gehen und behaupten: Sie mußten die Wahrheit sagen. Warum?

Weil sie Thatsachen erzählen, die in offenem Tageslichte geschehen waren. Tausende hatten sie miterlebt. Tausende konnten kontrollieren, was sie sagen. Wie wäre da eine Erfindung möglich, eine Erfindung von solchen Thatsachen? Das wäre gerade, wie wenn in unseren Tagen einer erzählen wollte, im Jahre 1870 seien die Franzosen in Deutschland eingefallen und hätten die deutschen Heere in vielen Schlachten besiegt und zuletzt in Berlin den Frieden diktiert. Solche Dinge lassen sich nicht erfinden. Dafür sind zu viele Zeugen der wirklichen Thatsachen vorhanden.

Es kommt noch ein anderes hinzu.

Ein solches Bild wie das des Heilandes in den Evangelien, so erhaben und doch so einfach, so ernst und doch so milde, so göttlich und doch so menschlich, so entgegengesetzt allen Anschauungen jener Zeit, daß nirgends es sich aus den Schriftwerken schöpfen ließe, ein solches Bild erfindet man eben nicht, am wenigsten schlichte Fischerleute. Wenn sie es vor sich gesehen, dann begreift sich's, daß sie es entworfen. Sie schreiben einfach nieder, was sie gesehen. Das kann auch der schlichteste Mann. Aber einen solchen einzig dastehenden Charakter erfinden, nein und abermal nein, das ist unmöglich. Das kann nur eine Darstellung der geschauten Wirklichkeit sein.

Es steht also fest: Wenn es überhaupt ein Geschichtswerk des Altertums gibt, dem wir glauben dürfen, dann sind es die Evangelien.

Warum nun doch so viele Angriffe auf dieselben? Aus Wunderscheu. Wenn die Wunder nicht darin ständen, dann würden auch die heftigsten Gegner nichts einzuwenden haben. Aber die Wunder! Die sind nun einmal nicht aus den Evangelien hinauszubringen, und wenn man aus Gründen, die wir früher angedeutet haben, keine Wunder annehmen will, dann muß man wohl oder übel die Evangelien verwerfen trotz aller Beglaubigung, trotz der offenkundigsten Gründe, die für dieselben sprechen. Es ist immer so. Ein Irrtum zieht den andern nach sich, wie eine Lüge zu ihrer Rechtfertigung wieder eine neue Lüge fordert. Es ist fast possierlich zuzusehen, mit welchen Mitteln man die Wunder aus den Evangelien zu entfernen suchte. Ich will der Versuchung widerstehen, es an einzelnen Beispielen zu zeigen. Dagegen will ich zum Schlusse noch ein Zeugnis anführen dafür, welchen Eindruck die Evangelien und besonders das darin gezeichnete Bild des Heilandes auf unbefangene Gemüter auch selbst bei sonst ungläubigen Menschen machen. „Welche Sanftmut bei Jesus! Welche Reinheit in seinen Sitten! Welche Anmut in seinem Unterricht! Welche Erhabenheit der Grundsätze! Welche tiefe Weisheit in seinen Gesprächen! Welche Freiheit und Richtigkeit in seinen Antworten! Die evangelische Geschichte soll eine Erfindung sein? Mein Freund, so erfindet man nicht! Die Thaten des Sokrates, die niemand bezweifelt, sind nicht so beglaubigt wie die Thaten Jesu. Uebrigens heißt das nur die Schwierigkeit vermehren. Es ist viel undenkbarer, daß mehrere Menschen dieses Buch verfaßt hätten, als daß Einer den Gegenstand wirklich darstellte, den sie beschrieben. Die Juden hätten nie in diesem Tone und nie solche Sittenlehren niedergeschrieben. Das Siegel der Wahrheit, welches das Evangelium trägt, ist so deutlich, so überraschend, so unnachahmlich, daß der Erfinder größer wäre als sein Held." (J. J. Rousseau.)

Gott sei Dank, daß er die Evangelien mit diesem Siegel der Wahrheit begabte und es unverletzlich machte! Es ist ein göttliches Siegel, und aller Menschenwitz ist unvermögend, es zu entfernen. Es bleibt bis zum Ende der Zeiten, und wer nicht absichtlich blind ist, kann es nicht

übersehen. Wir übersehen es nicht. Wir nehmen die Evangelien mit dankbarer Freude entgegen, und mit dankbarer Freude betrachten wir das Wunderbare, Himmlische dessen, der darin gezeichnet ist, Christus der Herr, dem Lob und Ehre sei in Ewigkeit! Möge er auch denen, die noch blind sind, die Augen öffnen, daß auch sie das Siegel erkennen und den Herrn preisen!

Der liebe Priester.

(Irisches Volksliedchen.)

Wer kommt in nächtigem Graus
Durch eis'gen Sturms Gesaus
Unter mein Hüttendach,
Kniet auf dem Boden flach
Hin zu mir, arm und schwach?
Der Priester lieb.

Auf ödem Lager wer
Ließ nie mich hilfeleer?
Wer, wenn ich kummervoll
Darbe, giebt mitleidsvoll,
Was ich ihm geben soll?
Der Priester lieb.

Für den St. Josefs-Monat.

St. Josef, das Muster eines echt christlichen Hausvaters.

Folge mir, christlicher Hausvater, im Geiste nach Nazareth und tritt ein mit mir in das traute Gemach, in dem St. Josef mit seinen beiden Schutzbefohlenen, Maria und dem Jesuskinde, das glücklichste Familienleben führt, das je auf der weiten Erde geführt worden ist! Ein einfaches, bescheidenes Häuslein nennt die Familie ihr eigen, keinen Luxus, keinen Aufwand gewahrst du innen noch außen. Reichtum und Glanz sind ja auch nicht Vorbedingung zum häuslichen Glück; kommt es doch einzig auf die Personen an, die da durch heilige Bande miteinander verknüpft sind, auf ihren Charakter, auf den Geist, von dem das gesamte Familienleben durchweht ist. Und in dieser Hinsicht war es, glaube mir, christlicher Leser, in jener Familie zu Nazareth auf das beste bestellt! Das magst du schon daraus ersehen, daß Gott zu Hütern und Pflegern seines einzigen Sohnes gerade sie, Maria und Josef, aus allen Menschenkindern erwählet hatte. Wie heilig, wie erhaben über die andern des menschlichen Geschlechts mußten sie also sein! Doch wenden wir uns bei dieser Betrachtung besonders dem Vorsteher des Hauses, dem Haupte der Familie, zu! Du siehst einen armen, schlichten Handwerker vor dir, einen Mann, der durch harte Arbeit sich mit den Seinigen kümmerlich durch's Leben schlagen muß. Wohl stammte St. Josef aus königlichem Geschlechte, doch war der Glanz des Hauses David längst verblichen. Im Schweiße seines Angesichtes mußte der arme Zimmermann sein Brot verdienen, und daß ihm das oft recht sauer geworden ist, wer wollte es bezweifeln? Aber glaube darum doch ja nicht, christlicher Leser, daß St. Josef unzufrieden mit seinem wenig beneidenswerten Schicksal gewesen sei, und würde er heute auf Erden leben, so würdest du ihn vergeblich suchen in den Kreisen jener, die da sind voll Neid und Haß gegen alle, die der Himmel mit irdischen Glücksgütern gesegnet hat! O nein, St. Josef fühlte sich in dem Stande glücklich, in den ihn eine weise Vorsehung hineingestellt hatte, und niemals ist ein Wort der Klage wegen seiner Armut über seine Lippen gekommen. Das mag auch wohl darin seinen Grund haben, daß St. Josef für sich gar wenige Bedürfnisse kannte. Sein Herz war nicht angefressen vom Laster der Genuß- und Vergnügungssucht, das heute so unsägliches Elend auch in den niederen Klassen anrichtet. Der moderne Hausvater hadert mit dem Geschick, das ihn zur Armut und zu harter Arbeit verurteilt hat; denn genießen will er nur; gar zu gern möchte er nachahmen das Beispiel der Reichen und Vornehmen, die alle Tage herrlich und in Freuden leben. Deshalb sehen wir denn auch heute so viele Familienväter in gänzlicher Verkennung ihrer heiligen Standespflichten ihren sauer verdienten Lohn in's Wirtshaus oder an die Stätte des Vergnügens tragen, mag auch daheim Frau und Kind bittere Not leiden. Willenlos liegen sie zu Füßen des Vergnügungsteufels, dem sie sich in unseliger Verblendung, verleitet vom Beispiel einer schlechten Welt, verschrieben haben. Wie ganz anders sehe es in unzähligen Familien aus, wären ihre Häupter beseelt von dem Geiste der Mäßigkeit und Einfachheit eines hl. Josef, wären sie von der Erkenntnis durchdrungen, daß der Hausvater nicht dazu da ist, um den verdienten

Lohn dem Gotte der Genußsucht zu opfern, daß vielmehr jeder unnötig ausgegebene Groschen ein Raub am Eigentum der Familie ist, der er gehört. Freilich kann ein solcher Geist nur wohnen n einem Herzen voll Glauben und Religiosität, in einem Herzen, dem der Wille Gottes höchstes Gesetz ist, wie dies beim hl. Josef der Fall war. Ja, möchten doch alle Familienväter dem Haupte der kleinen Familie zu Nazareth ähnlich zu werden suchen!

Aus dem diesjährigen Hirtenbriefe unseres hochwürdigsten Herrn Bischofs Petrus.

1. Ein Herzenswunsch unseres Bischofs.

Arm ist nicht blos derjenige, der, um leben zu können, auf die Wohlthaten anderer angewiesen ist, sondern auch derjenige, der, um für andere wirken zu können, wie er soll, dies nur dann vermag, wenn andere durch ihre Wohlthaten dies ermöglichen. In dieser Lage befinde ich mich Euch gegenüber, geliebteste Diözesanen! Unter den verschiedenen Bedürfnissen der mir anvertrauten Diözese, für die ich ohne Eure Mithilfe nicht sorgen kann, nimmt die erste Stelle jenes Seminar ein, das ich in die nächste Beziehung zum bischöflichen Stuhle in hiesiger Stadt bringen möchte. Ich habe mich darüber bereits in jenem Hirtenschreiben ausgesprochen, das ich nach meiner Rückkehr aus Rom am 14. November des Jahres 1897 an Euch ergehen ließ. Um zwei Dinge handelt es sich, deren Wichtigkeit nur schwer bezweifelt werden kann: 1) Die gegenwärtige Weltlage mit ihren teils neuen, teils gesteigerten Aufgaben und Forderungen, die sie an die Diener der Kirche stellt, fordert eine tiefer ein- und weiter ausgreifende Vorbildung zum geistlichen Amte, gleichwie als höchst wünschenswert angesehen werden muß, daß der gelehrten Vorbildung auch eine praktische Vorübung zur Seite gehe. 2) Der Bischof hat ein besonderes Interesse daran, die Kandidaten des Priestertums, denen er die Hände auflegen soll, näher zu kennen, ihre Vorbereitung hiefür zu überwachen und zu fördern. Soll die wissenschaftliche Vorbildung erweitert werden, so muß die Zeit des Studiums verlängert werden. Das soll nun dadurch geschehen, daß zu den drei Jahren, innerhalb welcher bisher der theologische Unterricht sich abschloß, ein viertes Jahr hinzukömmt. Soll der Bischof diejenigen, die er zu weihen hat, kennen, überwachen und leiten, so muß er sie in seiner Nähe haben. Das wird nun dadurch in's Werk gesetzt, daß alle Priesteramtskandidaten jenes vierte, vorwiegend der praktischen Vorübung bestimmte Jahr, das dem bisherigen Theologiestudium hinzugefügt wird, hier in der Nähe des bischöflichen Sitzes in einem sogenannten vierten theologische Kurse verbringen werden. Das Gewicht der inneren Gründe, worauf die geplante Errichtung eines vierten theologischen Kurses in Augsburg sich stützt, wird noch erhöht durch die äußere Thatsache, daß einesteils der gesamte Hochwürdigste Episkopat Bayerns, soweit er mir in der Vollbringung dieser Aufgabe nicht schon vorangegangen ist, sich dahin geeinigt hat, dieselbe zum Ziele seiner Bestrebungen machen zu wollen, anderenteils Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. in jener Audienz, die er mir am 19. Oktober 1897 gewährte, mein Unternehmen billigte, segnete und durch Erweisung einer besonderen Gunst auch förderte.

In dem kurz vorher erwähnten Hirtenschreiben sprach ich die Hoffnung aus, es werde der inzwischen in Schlummer gesunkene St. Ulrichsverein zu neuem Leben erwachen und durch seine Thätigkeit meine Aufgabe ebenso kräftig fördern und zu Ende führen, wie er seiner Zeit die Gründung und Vollendung des bischöflichen Knabenseminars verwirklichen half. Die Thätigkeit dieses Vereins stelle ich mir als eine sehr einfache, den Mitgliedern volle Freiheit lassende vor. Wer Beiträge zum neuen Seminar liefert, bekennt sich damit als Mitglied desselben. Niemand aber wird verpflichtet, zu geben, wie auch der Wert der Gabe ganz dem Ermessen der Einzelnen überlassen bleibt. Damit aber in das vereinte Geben das Licht der Ordnung und der Uebersicht falle, bestimme ich hiemit, daß in frommer Rückerinnerung an die vier heiligen Weihezeiten der Kirche, an jenen Sonntagen, die den vier Quatemberwochen vorangehen, d. h. sie eröffnen, die Kollekte des St. Ulrichsvereines vorgenommen werde. Dabei wünsche und bitte ich, daß mich die ganze Diözese mit ihrem Gebete unterstütze, um vom lieben Gott Abstellung des noch immer so fühlbaren Priestermangels und die Sendung guter, erleuchteter und begeisterter Priester, so wie wir sie in der Not

der Zeiten brauchen, für seinen Weinberg zu erflehen. Wer mehr zu diesem Zwecke geben will und kann, dem sei im voraus schon dafür gedankt. Dem Lohne im Jenseits wird im Diesseits das Bewußtsein vorausgehen, einen in sich ebenso erhabenen, als für unzählbare Seelen heilsamen Endzweck zu erreichen mitgeholfen zu haben.

Aus unserer Bildermappe.

Wer Jesum gefunden, hat einen guten Schatz gefunden.

Ein höchst anmutiges und lehrreiches Bild! Geschmückt mit herrlichen Kränzen und dem hochzeitlichen Gewande, die brennenden Lampen in der Hand, knieen die fünf klugen Jungfrauen da, den Bräutigam zu erwarten. Da öffnet sich die Pforte, und der göttliche Heiland, von anbetenden Engeln umgeben, tritt hervor, breitet seine gnadenreichen Hände aus, die geliebte Schar zum Hochzeitssaale zu führen. Und nun schließt sich die Thüre wieder. Da erst kommen die thörichten Jungfrauen. Aber für sie ist die Thüre verschlossen. „Wahrlich, sage ich euch, ich kenne euch nicht." Das ist alles, was ihnen der göttliche Heiland auf ihr Rufen erwidert.


Wer Jesum gefunden, hat einen guten Schatz gefunden.

Orig.-Zeichnung f. d. „Kath. Familie" von Maler F. Traub.

Wer sind die Jungfrauen? Es sind die Mitglieder der Kirche. Am jüngsten Tage holt sie der göttliche Heiland ab, auf daß sie an seinem ewigen Hochzeitsfeste teilnehmen. Unter den Christen aber besteht ein großer Unterschied; die einen haben zwar den Glauben, aber es fehlt ihnen die Liebe, sie haben nicht nach ihrem Glauben gelebt; es sind dies die thörichten; die anderen haben Oel in ihren Lampen, sie haben ihren Glauben durch ein gutes Leben bethätigt; es sind die klugen Jungfrauen. Bei der Ankunft des Herrn werden die unklugen Jungfrauen zu spät einsehen, daß sie ohne gute Werke nicht vor dem Richter bestehen können. Die guten Christen können ihnen nicht helfen; denn der Dienst Gottes ist ein persönlicher und wenn sie sich jetzt noch beeilen wollen, sich den Himmel zu verdienen, dann ist es zu spät; denn mit dem Tode schließt sich die Thüre des Verdienstes auf immer zu. Wie die klugen Jungfrauen mit dem Bräutigam in den Hochzeitssaal zogen, so werden die wahren Christen mit dem Heiland in den Himmel einziehen. Diejenigen aber, welche im Augenblicke des Todes nicht im Stande der heiligmachenden Gnade sind, werden vor verschlossene Thüren kommen und das überaus schreckliche Wort hören, das ihnen durch die ganze Ewigkeit in die Ohren gellen wird: „Ich kenne euch nicht." Beachten wir deshalb wohl das Wort des Heilandes: „Wachet also, denn ihr wisset weder den Tag noch die Stunde!"

Aus der Mappe eines Wahrheitsfreundes.

Der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“

bittet um Verbreitung folgender Sätze: 1. Die alkoholischen (Weingeist d. i. Alkohol enthaltenden) Getränke: Wein, Bier, Branntwein sind für den gesunden Menschen nicht notwendig, vielmehr ganz entbehrlich. 2. Für Kinder ist Alkohol ein Gift. 3. Die alkoholischen Getränke sind um so schädlicher, je mehr Alkohol sie enthalten; daher ist Branntwein am gefährlichsten. 4. Der Alkohol ist kein Nahrungsmittel und nicht geeignet, die körperliche Kraft andauernd zu fördern und zu erhalten. Er wirkt zunächst anregend, doch folgt bald darauf eine um so größere Erschlaffung. 5. In großen Mengen genossen wirkt der Alkohol berauschend, lähmt und betäubt das Gehirn und kann sogar plötzlichen Tod herbeiführen. 6. In kleinen Mengen gewohnheitsmäßig genommen zerstört er allmählig alle lebenswichtigen Organe des Körpers (Magen, Leber, Nieren, Herz) und führt langsam zum Siechtum und sicheren Tode. 7. Der Genuß berauschender Getränke wirkt insbesondere dadurch verderblich, daß er die Gier weckt, mehr davon zu trinken, und auf diese Weise die Trunksucht hervorruft. 8. Die Trunksucht vernichtet alle edlen Gefühle im Menschen. Sie weckt die rohesten Triebe und wird häufig Ursache zum Verbrechen. 9. Die Trunksucht zerstört alle Fähigkeiten des Geistes und der Seele und führt allmählig zum Irrsinn. 10. Die Trunksucht zerstört das Glück der Familie und bringt Not und Armut hervor. 11. Kinder, Trinker und solche, welche sich der Trinker-Rettung widmen, müssen enthaltsam sein von geistigen Getränken. 12. Heilanstalten für Alkoholkranke sind nach Kräften zu unterstützen.

Auch ein Zeichen der Zeit.

Daß dem Volke die Religion erhalten werden muß, aber nur soweit es die „bessern“ Herren nicht geniert, zeigt folgendes Geschichtchen. Der Amtsrat Albert Eggeling, Pächter der Domäne Gattersleben im Kreise Aschersleben, hat einen Tagelöhner aus seinem Dienste fortgeschickt, weil dieser, ein Katholik, an katholischen Festtagen der Arbeit fern bleiben wollte. Das „Abgangszeugnis“ lautet wörtlich: „A . . . W . . . ist auf der Domäne Gattersleben, Kreis Aschersleben, 7 Jahre als Tagelöhner gewesen, er hat sich während dieser Zeit gut geführt. Gekündigt ist derselbe zum 1. April d. J., weil er außer den hohen kath. Festtagen auch die gewöhnlichen, welche auf Wochentage fallen, feiern will. Domäne Gattersleben, 15. Jan. 1899. Albert Eggeling, Amtsrat. Löwe, Inspektor.“

Die Jesuiten und die Gasbeleuchtung.

Wer hat die Gasbeleuchtung erfunden? Antwort – man erschrecke nicht —: die Jesuiten. Wie ging das zu? Im vorigen Jahrhundert wurden die Jesuiten aus England vertrieben. Sie fanden gastliche Aufnahme in Frankreich. Als aber dort die Revolution ausgebrochen war, mußten sie im Jahre 1794 fort. Dann fanden sie wieder Aufnahme in England; weil die Engländer große Gegner der Revolution waren, durften sich die Jesuiten bei ihnen niederlassen. Sie errichteten bald ein großes Erziehungshaus, und nicht lange dauerte es, so hatten sie auch eine Menge Schüler um sich. Da ihr Ort Stanyhurst, ein altes königliches Schloß, sich sehr ausgedehnt hatte und sie viel Licht zur Beleuchtung brauchten, so machten sie Versuche, aus den Steinkohlen Gas zu gewinnen, um dasselbe statt Oel und Kerzen zu gebrauchen und dadurch billiger wegzukommen. Der Versuch gelang. Die Gasbeleuchtung wurde eingeführt und leistete vortreffliche Dienste. Die Erfindung erregte allerorten ein großes Erstaunen. Im Jahre 1815 gründete der Jesuit P. Dunn die erste Gasgesellschaft in Preston, einer bedeutenden Handels- und Fabrikstadt. Das Bild dieses Jesuiten wurde im Sitzungssaale der Stadt als Andenken an den großen Mann aufgehängt. Ueber die Begebenheit, daß die Jesuiten die Gasbeleuchtung erfunden, und daß sie ungeachtet ihrer sonstigen Gelehrsamkeit dennoch so sehr verfolgt und gelästert werden, schreibt ein Gelehrter gegen die Jesuitenfresser folgendes: „O ihr Laternenkäfer und Aufklärungswürmer! Noch immer würdet ihr bei Oel und Talglicht über die katholische Finsternis schimpfen, wenn nicht Katholiken und Jesuiten euch ein neues Licht gebracht hätten.“

Unterhaltendes für die katholische Familie.

Die drei Kreuze im Walde.

Von J. Külzer.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wilhelm, der Knabe, sprang auf und betrachtete mit großem Interesse die deutlich hervortretenden Kreuze. „Mutter," frug er, „warum hast du denn gerade Kreuze gemacht und warum drei?"

„Das Kreuz ist das Zeichen unserer Erlösung von Sünde und Tod, und in Gott sind drei Personen," antwortete die Mutter. „Wer also diese Zeichen betrachtet, wird an die drei wichtigsten Geheimnisse unserer hl. Religion erinnert und an seine religiösen Pflichten gemahnt. Oftmals habe ich mit deinem nun in Gott ruhenden Vater hier geweilt und habe für das Seelenheil des hier ermordeten Onkels gebetet. Aber nun laß uns gehen, denn schon senkt sich die Dämmerung herab!"

Acht Tage später saß Wilhelm weinend am Bette seiner an der Lungenentzündung erkrankten Mutter. Die Krankheit nahm täglich zu, und schon am sechsten Tage verschied die Kranke mit den Worten:

„Wilhelm, gedenke der drei Kreuze im Walde!" und: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!"

Wilhelm stand nun ganz allein. Da er etwas Vermögen besaß, so wurde er auf Anordnung der Ortspolizei gegen Bezahlung bei fremden Leuten in Verpflegung gethan. Nach der Entlassung aus der Schule trat er zu einem Tischlermeister in die Lehre, der den möglichst größten Nutzen von ihm zu ziehen suchte, daher auf Fleiß allen, auf die religiöse Pflichterfüllung des Lehrlings gar keinen Wert legte. Dazu kam noch, daß bei dem Meister ein Geselle arbeitete, der schon weit in der Welt herumgekommen war, vieles gesehen und gehört, aber nichts Gutes behalten hatte. An diesen welterfahrenen Gesellen schloß sich Wilhelm eng an. Langsam, aber sicher träufelte dieser giftige Lehren in die Seele des jungen Lehrlings, und ohne daß dieser es merkte, hatte er an seinem Glauben Schiffbruch gelitten. Die Lehren unserer hl. Religion waren nach des Gesellen Aufklärung Märchen, die herrschsüchtige Pfaffen erfunden hätten, um aus der Leichtgläubigkeit und Dummheit möglichst großen Vorteil zu ziehen. So wurde aus dem anfänglich frommen und folgsamen Lehrling ein wüster, widerspenstiger Geselle, der sich bei jeder Gelegenheit gegen die weltliche und göttliche Anordnung auflehnte.

Doch nicht lange hielt es ihn in der Gegend; sein Sinn trachtete nach der Ferne, zu fremden Völkern, um deren Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, um sich weltliche Genüsse zu verschaffen, wie sie die aufgeregte Phantasie dem jugendlichen Gemüte vorspiegelt. Sein nächstes Ziel war die Schweiz, deren himmelanstrebende Berge schon in der Kindheit seinem lebhaften Geiste vorgeschwebt hatten. Er teilte seinen Plan dem ersten Gesellen mit, und dieser entschloß sich sofort, mit auf die Walze zu gehen, wozu ihn namentlich Wilhelms Baargeld, das dieser von seinem mütterlichen Nachlasse mit auf die Wanderschaft nahm, bewog.

„Hier hält es mich auch nicht länger, Wilhelm!" sagte er zu diesem; „wir wollen zusammen die Welt am Wanderstabe durchwandern, Abenteuer bestehen und draußen in der weiten Welt, wo uns kein Mensch kennt, das Leben genießen. Vorerst aber wollen wir noch auf dem Markte in X. gründlich Abschied feiern."

Sofort kündigten sie bei dem Meister ihre Stelle.

Der Meister stutzte über die unerwartete Kündigung seiner beiden Gesellen; hatte er doch beiden einen hübschen Lohn bezahlt und sie auch anständig behandelt. Dazu drängte gerade jetzt die Arbeit sehr, so daß ihm die Kündigung höchst ungelegen kam.

„Weshalb kündigen Sie mir jetzt, da ich bis zum Halse in der Arbeit stecke?" frug er den Altgesellen und schaute ihm scharf in's Auge. „Ist Ihnen etwa der Lohn zu gering, ein Lohn, den kein Meister in der ganzen Gegend zahlt?"

„Mit dem gezahlten Lohne war ich zufrieden," antwortete der Gefragte, „allein ich möchte einmal wieder in die Welt; der Mensch soll sich nicht an die Scholle binden. Dazu steht mir ja ein Recht zur Kündigung zu; und des Menschen Wille ist sein Himmelreich." Mit spöttischem Blicke wandte er dem Meister den Rücken. Dieser ging kopfschüttelnd in seine Werk-

stätte, während die beiden Gesellen wohlgemut dem Marktstädtchen zuschritten.

„Wilhelm," begann der Altgeselle, „du weißt, daß ich eine arme Schwester mit mehreren unmündigen Kindern zu unterstützen und deshalb häufig Mangel an Baargeld habe. Wir wollen jetzt auf die Wanderschaft, und das kostet Geld, wenn wir nicht fechten wollen; dazu möchte ich meine armen Angehörigen nicht darben lassen. Willst du mir, bis wir wieder in Arbeit sind, hundert Mark vorstrecken? Du hast ja ein ansehnliches Kapital von deiner Mutter geerbt."

„Darauf soll's mir nicht ankommen," antwortete Wilhelm lachend. „Freilich darf es zwischen uns beiden doch nicht soweit kommen wie bei den ersten Christen, die alles gemeinsam besaßen." Mit diesen Worten öffnete er seine gefüllte Geldtasche und zog einen Hundertmarkschein hervor. Der Altgeselle warf einen sehnsüchtigen Blick nach dem fremden Gute, und seine verschmitzten Augen funkelten in unheimlichem Feuer. Was in seiner Seele vorging, war einem Menschenkenner unschwer zu erkennen. Doch Wilhelms Sorglosigkeit und Unerfahrenheit ahnte nichts Böses. Der Altgeselle steckte die ihm dargereichte Banknote in seine leere Tasche, und beide trollten lustig plaudernd und scherzend weiter.

„Sie waren an einer Straßenkreuzung angelangt. „Sieh," rief der Altgeselle, „da kommt mein Erzfeind, der Breitenbach Josef aus Windheim; ich sage dir, Wilhelm, mir wallt das Blut im Leibe, wenn ich den Heuchler sehe! Denke dir, welchen Streich mir der erbärmliche Kerl gespielt hat! Vor ungefähr zwei Jahren hatte ich ein Auge auf ein wackeres Bauernmädchen geworfen, ohne zu wissen, daß auch Breitenbach dem Mädchen nachging. Auf einer Dorfkirmeß kam es zwischen uns beiden zu heftigen Auseinandersetzungen. Schließlich nannte er mich einen lumpigen Handwerker, der keine drei Pfennige bei sich führe. Diese offenbare Beleidigung beantwortete ich mit einem wohlgezielten Faustschlag in's Gesicht. Anstatt diese gerechte Züchtigung ruhig hinzunehmen, ging der unverschämte Kerl hin und verklagte mich. Ich wurde, trotzdem ich im Rechte war, mit sechs Wochen Gefängnis bestraft. Und das nennt die Welt Gerechtigkeit! Ja, ja, Wilhelm, die menschliche Gesellschaft ist durch und durch morsch! Glaube mir, ein Sprichwort gibt's, das so recht die Wahrheit sagt: „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott!" Merk' dir, hilf dir selbst! Hast du da noch die Hilfe Gottes nötig? Hahaha! Aber laß uns eilen, damit ich mit dem unliebsamen Menschen hier nicht zusammenkomme, sonst könnte es schon in aller Frühe für ihn was absetzen!"

„Eine gründliche Tracht verdiente der Mensch allerdings," rief Wilhelm und machte eine Bewegung mit dem Stocke, welche bewies, daß er kampfbereit und siegesgewiß sei.

„Gebe Gott, daß der Hallunke uns heute nicht in die Flanke gerät!" fuhr der Altgeselle fort; „denn weißt du, Wilhelm, der Mensch ist dazu ein ausgeprägter Heuchler, und diese Sorte Menschen ist mir in der Seele zuwider! Vor jedem Kreuze, das er an der Straße findet, beugt er sein schlotterndes Knie und schlägt in weitem Bogen über seine schmutzige Brust ein sinnloses Kreuz und hofft dadurch, sich einen Sessel beim Petrus zu verdienen. Ach nein, er thut es nur, damit die Menschen seine Frömmigkeit sehen und ihn als Heiligen betrachten sollen!"

Wilhelm ging eine Weile sinnend neben dem Altgesellen einher; dann hub er hastig an: „Das kommt von einer frömmelnden Erziehung her. Mancher Dummkopf wird in seinem Leben nicht hell und duselt in seinem religiösen Wahn weiter bis an's Grab. Was haben solche Elende vom Leben?"

„Gut gesprochen, Wilhelm, wirklich großartig! Nichts haben diese Jammergestalten von ihrem Dasein. Kluger Schwindler Knechte bleiben sie ihr Leben lang," rief der Altgeselle begeistert. „Doch horch, wie lustig es auf dem Markte zugeht! Heisa! Heute wird einmal lustig gelebt, und morgen geht's munter den vielbesungenen Rhein hinauf; da blüht ja das Leben so schön, und da sind die Menschen so frei. Also weiter hinein in die Schweiz, zwischen die himmelanstrebenden Berge, zu dem Volke, das mit Stahl und Eisen sich die Freiheit erkauft, das einen Tell seinen Mitbürger nennt! Ja, ja, frei und nochmals frei muß der Mensch sein von jeglichem Zwange." Sie waren auf dem Markte angekommen. Welch gesellschaftliches Treiben herrschte dort! Doch störte dies die beiden Gesellen nicht viel und namentlich den Altgesellen nicht; sein scharfes Auge bewachte den Erzfeind Breitenbach. Dieser begab sich in ein Zelt, wo man lustig aufspielte zum fröhlichen Tanz.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Spiegelbilder.

[Nachdruck verboten.]

Das Sterbebett.

Matter Lichtschein blickt durch die Fensterscheiben einer armen Hütte in dunkler Nacht. Es ist eine geweihte Kerze; die Mutter hat sie angezündet, weil es vor den Augen des Vaters dunkel zu werden beginnt. Matt flimmert die Flamme der Kerze, matter noch flackert die Lebensflamme des sterbenden Vaters, mit der Kerze verglimmt sein Erdenleben.

Und die Mutter ist so traurig am Sterbebette, und bitterer Schmerz nagt an ihrer Seele. „Wenn nur der Sohn noch käme, daß ihn noch sehe der sterbende Vater!“ So klagt und seufzt die Mutter.

Da klopft es an der Thüre; man öffnet, und herein tritt im Talare ein junger Priester. Es ist der Sohn des Kranken, der Sohn des sterbenden Vaters. In weiter Ferne hat er die Trauerkunde vernommen, und ist herbeigeeilt, um zu versüßen die letzten Stunden seines Vaters.

Eine Thräne im Auge tritt er hin an's Krankenbett; schweigend reicht er dem Sterbenden die Hand, und siehe, dieser erfaßt sie, küßt sie, die priesterliche Hand seines Kindes! Auch ihm tritt eine Thräne in die Augen, aber nicht eine Thräne der Betrübnis, sondern eine Thräne der Freude. Lächelnd blickt der Vater noch einmal in das Angesicht des Sohnes, nach dem er sich so innig gesehnt; seine Lippen bewegen sich noch im Gebete, und nun legt er sein Haupt zur Seite, und seine Seele ist fort aus dem Leibe; der Vater ist gestorben.

Wie süß und tröstlich stirbt ein solcher Vater, an dessen Sterbebette sein Sohn als frommer Priester betet!

Die große Macht des „Kleinen“ in der Erziehung.

Als einst ein Mörder auf dem Richtplatze seine eigene Mutter beim Schaffot stehen und weinen sah, wünschte er, daß man sie zu ihm führe. Als dieses geschah, that er so, als wolle er ihr etwas in's Ohr sagen; aber voll Wut biß er ihr ein Stück vom Ohre ab. Als die umstehenden Menschen diese schauderhafte That eines Sohnes an seiner Mutter noch kurz vor seinem Tode sahen und darüber mit Recht empört waren, sagte der Mörder: „Meine Mutter ist schuld, daß ich ein Mörder geworden bin und jetzt dafür den Tod leiden muß. Hätte sie mich als Kind bestraft, wenn ich Kleinigkeiten, Schreibhefte, Lineale u. s. w. aus der Schule stahl und nach Hause brachte, so würde ich das Stehlen unterlassen haben. Sie aber schwieg dazu, forderte mich sogar auf, von den Feldern Kartoffeln und Getreide, von den Obstbäumen Obst, aus dem Walde Holz zu stehlen. So wurde ich ein Wilddieb und Mörder. Sie ist also schuld daran, daß ich jetzt für mein Verbrechen sterben muß.“

Liebe Eltern und Erzieher! Dieses traurige Beispiel zeigt so recht deutlich die große Macht des „Kleinen“. Schätzet sie ja nicht gering, die kleinen Fehler eurer Kinder! Sie haben dieselbe Bedeutung in der Kinderwelt wie unsere großen Thaten in der großen Welt. Beherziget stets recht ernst die Wahrheit des Sprichwortes: „Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf!“

Kinder als kleine Diebe müssen besonders hart bestraft werden, damit sie sich das Stehlen nicht angewöhnen.

Rechtsentscheidung aus alter Zeit.

Ein Knabe, der seinen Vater verloren hatte, bekam eines Tages in der Schule mit dem Stocke die verdiente Strafe. Doch sein frecher Ungehorsam legte sich nicht, denn er lief dem Lehrer aus der Schule. Er kam nach Hause und klagte der Mutter, daß er in der Schule Schläge bekommen habe und deshalb nun nach Hause gekommen sei. Die einfältige Mutter bedauerte ihr Söhnchen sehr, und anstatt ihm nochmals den Stock zu geben, ging sie mit ihm schnurrstracks zum Herrn Amtmann, um dort Klage gegen den Lehrer zu erheben. Dieser hörte ruhig zu, wie sie vor ihrem ungezogenen Rangen mit den heftigsten Schmähworten über den Lehrer loszog, ihren Buben als den reinsten Martyrer darstellte und sich immer in eine größere Wut hineinredete.

Nachdem sie nun endlich fertig war und förmlich den Antrag gestellt hatte auf gerichtliche Bestrafung des Lehrers, da fing der Amtmann an, — aber aus einer anderen Tonart, als die Dame erwartet hatte. Es genügt, wenn wir den Schluß seiner Rede hieher setzen; er lautete: „Ihre Pflicht war es, auch selbst noch den un-

gehorsamen Bengel gehörig zu prügeln, dem Lehrer zu danken und ihn dann wieder in die Schule zu schicken. Nun machen Sie sich nach Hause, oder soll ich mir erst die Reitpeitsche für Ihren ungezogenen Jungen holen?" Das warteten die beiden natürlich nicht ab, vielmehr zogen Mutter und Sohn schleunigst nach Hause, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Die derbe Zurechtweisung hatte aber leider doch keine besondere Nachwirkung. Der Sohn genoß nach wie vor große Freiheit, und alles, was er that, fand die Mutter für gut. Als der Sohn aus der Schule entlassen war, wurde er ein Handwerker. Er verdiente ein hübsches Geld, und die Mutter übersah alle Ungehörigkeiten. Letztere arteten aber so weit aus, daß nicht nur kein Geld mehr verdient, sondern auch das schöne Wohnhaus nebst Garten, Feld und Wald verkauft wurde. Die Mutter geriet in die größte Armut und wurde von einer siechenden Krankheit befallen, und sie mußte noch sehen, wie ihr Sohn, der schon mehrmals im Zuchthause gewesen war, sich als ein ganz verkommener Mensch umhertrieb, an dessen Besserung nicht mehr zu denken war. „Sollte diese wahre Geschichte für gewisse Eltern nicht warnend genug sein?" schließt der Bericht, und auch wir haben nichts weiter anzufügen.

Ich will euch nicht täuschen.

Der hl. Ambrosius hat einmal seine Zuhörer mit folgenden Worten gewarnt: „Wenn jemand in der letzten Zeit seines Krankseins, hart vor dem Tode, noch zur Buße sich bequemt und beichtet, so verweigere ich ihm die Lossprechung, um die er bittet, keineswegs; aber ich wage nicht zu behaupten, daß er glückselig aus dieser Welt geschieden sei. Ich behaupte es nicht — ich verheiße es nicht — ich sage es nicht — ich verspreche es auch nicht — ich will euch nicht täuschen." Er wollte damit die Gefahr bezeichnen, in welche sich derjenige begibt, der seine Buße verschiebt. Darum bekehre dich und verschieb es nicht von einem Tag auf den andern, damit der Herr bei deinem Sterben sagen kann: „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein!"

Einige „Merk's!" für's Familienleben.

Wie soll ich auf meinen Mann durch Handlungen einwirken?

Diese Frage beantwortet der hl. Chrysostomus unseren Leserinnen auf folgende Weise:

„Wenn dein Gatte sieht, daß nicht Bosheit, nicht Vorwitz, nicht eitler Schmuck der Anteil deines Lebens ist; wenn du ihn nicht zu unnötigen Ausgaben zwingst, sondern mit dem, was du hast, zufrieden bist, dann wird er sich deine Vorstellungen bereitwillig gefallen lassen. Wie kannst du ihm von der Tugend sprechen, wenn er in dir gerade das Gegenteil sieht? Verbinde nur schöne Handlungen mit deinen Worten, und deine Worte werden zu seinem Herzen dringen! Mit Werken mußt du ihn zur Tugend aufmuntern, besonders aber dadurch, daß du nicht deinen Leib mit Gold, mit Edelsteinen und kostbaren Kleidungsstücken, sondern deine Seele mit Sittsamkeit, Bescheidenheit und Wohlthätigkeit zu schmücken trachtest.

Gehst du in Ausübung dieser Tugenden voran, so wird er deinem Beispiele folgen. Willst du deinem Mann gefallen, so mußt du deinen Körper nicht durch übertriebenen Putz entstellen; deine Seele mußt du zieren. Alles Gold macht dich in seinen Augen nicht so liebenswürdig wie Bescheidenheit, Gutherzigkeit und eine selbst bis zur Aufopferung des Lebens sich erstreckende Liebe.

Dies ist der wahre Reiz, durch den des Mannes Herz eingenommen wird. Die Verzierung des Körpers verursacht Aufwand und Sorgen; der Schmuck des Herzens hingegen, Wohlwollen, Freundschaft, sehnsuchtsvolle Liebe fordern keinen Geldaufwand, machen vielmehr sorgenfrei. Der Putz des Körpers wird endlich lästig durch die Länge der Zeit; der Schmuck des Geistes veraltet nie.

Willst du deinem Manne gefallen, so schmücke deine Seele! Sei ein keusches, frommes, für dein Hauswesen besorgtes Weib! Diese Gattung des Schmuckes zieht am besten an und ist bleibend, du magst alt oder krank werden. Auch deine Haushaltung wird besser stehen, wenn du dein Gold nicht um die Arme bindest."

Ueber die Kleidung.*

Wenn man ruhig nachdenkt, was durch die Mode innerhalb fünfzig Jahren aufgekommen ist, und man durchschaut das Unheil, das durch die Mode unter die Menschheit gebracht wurde, möchte man fragen: „Ist es möglich, daß man so unvernünftigen Aufstellungen Gehör gibt, wie die Zeichnungen im Modejournal aufweisen?“ An diesen ist gut nachzuweisen, daß man sich durch die Mode zu Krüppeln umwandeln will, daß man nicht blos krüppelhaft erscheinen, sondern auch sein will. Bei verschiedenen Gelegenheiten habe ich verschiedene Unsitten getadelt und will hier blos mit einigen Zügen die allgemeinen Regeln, wie eine vernünftige Kleidung beschaffen sein soll, aufstellen. Wie wir Sommer und Winter haben, brauchen wir auch Sommer- und Winter-Kleider. Die Kleider sollen sich nie enge an den Körper anschließen, weil dadurch die Naturwärme sehr beeinträchtigt wird. Auf den bloßen Leib komme nur Leinwand. Bei den übrigen Kleidern treffe jeder seine eigene Wahl. Die Kleider seien der Jahreszeit angepaßt. „Nicht zu viel und nicht zu wenig Kleidung“ gelte als goldener Grundsatz. Durch die Kleidung soll gesorgt werden, daß so viel als möglich eine gleichmäßige Wärme zwischen dem Kleid und dem Körper herrsche, durch welche die Natur sich behaglich fühlt, weßwegen dort, wo das Kleid enge anliegt, Kälte sich fühlbar macht. Eine Frau klagte, sie sei nie ohne Rheumatismus in den beiden Armen. Ihr Kleid war aber so fest an den Leib angeschlossen, als es nur möglich war. Ich gab ihr den Rat, weitere Aermel zu tragen, und der Rheumatismus verschwand von selbst; wie hier, so ist es auch an anderen Teilen des Körpers. Der Schöpfer gibt uns ja selber bei den Tieren die beste Anleitung. Im Sommer ist der Haarpelz dünner, aber gleichmäßig, im Winter dicker. Das sollen die Menschen bei der Kleidung nachahmen. Es bleibt unbestrittene Wahrheit, daß unzählige Leute durch nicht entsprechende Kleidung ihre Gesundheit verderben. Wird den Modekindern dieses noch zur rechten Zeit gesagt, dann lachen sie. Haben sie sich gründlich verdorben, dann ist beständige Klage. Wenn junge Leute so thöricht sind, kann man es noch begreifen, weil sie unerfahren und noch nicht denkfähig sind. Daß aber die Eltern oft noch Helfer und Unterstützer sind, will mir immer unbegreiflich scheinen. Doch vergesse man nicht, daß sie oft in ihrer Flatterhaftigkeit selber mit der Mode gehen, und dann ist auch keine Besserung zu erwarten.

Allerlei.

Gemeinnütziges.

(Eßt kein frisches Brot!) „Warum denn nicht? Frisch schmeckt es am besten.“ Ganz richtig, aber es bekommt auch am schlechtesten, weil es sehr schwer zu verdauen ist. Altgebackenes Brot wird beim Kauen leicht zerkleinert. Frisches wird nur zusammengeknetet zu harten Klumpen, die, vom Speichel überzogen, allerdings sehr leicht durch die Speiseröhre gleiten, im Magen aber wie schwere Thonklöße oder harte Seife liegen. Der Magensaft vermag die zähen, außen glatten Klumpen nicht zu durchdringen, so daß das ungemein schwer lösliche Brot im Magen liegen bleibt und auf dessen Nerven einen nachteiligen Reiz ausübt. Dadurch wird u. a. der Blutlauf gehemmt; es treten, außer Magendrücken, Appetitlosigkeit ꝛc., Blutandrang gegen den Kopf, Kopfschmerzen, Krämpfe, ja selbst Schlaganfälle ein. In gar nicht seltenen Fällen ist durch den Genuß von frischem Brote, gar bei sehr hungrigen Menschen, der Tod erfolgt. Die Gefahr ist beim Schwarzbrot noch größer als beim Weißbrot, weil jenes an und für sich schwerer verdaulich ist. Bei unserer Armee ist der Befehl, das Brot nicht früher als 24 Stunden nach dem Backen an die Truppen auszugeben. Machen wir das alle nach! Es gründet sich auf weise Gesundheitsregeln. Gesund will aber der Mensch vor allem sein.

Denksprüche und Lebensregeln.

Trübe steigt empor das Gebet, ein Nebel der Erde;
Lauter, ein himmlischer Tau, träufeln die Gnaden herab.

* * *

Wenn du gibst, gib ungeseh'n,
Ganz dem Freund und mild dem Armen!
Thu's aus innigem Erbarmen
Und vergiß es, wenn's gescheh'n!

* * *

---

* Aus dem im Verlage der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten erschienenen vortrefflichen Buch des † Prälaten Kneipp: „Allerhand Nützliches für Wasserkur und Lebensweise.“ Preis 3 M., geb. 3 M. 80 Pfg.

Wenn ihr aus den Glauben reißet,
Sehet, was ihr euch befleißet!
Glauben ist ein Herzbedarf.
Keine Lücke füllt Unglaube;
Wuchern wird der Aberglaube,
Wo man weg den Glauben warf.

* * *

Gern gereicht ist unverächtlich
Auch des kleinern Mannes Gabe.

* * *

Nicht das Herz nach seinem Wunsche,
Nach der Pflicht frag' dein Gewissen!

* * *

Hüte dich vor dem zweiten Wort, denn es gibt meist das dritte und dieses fast immer den Streit und Zorn!

* * *

Wer viel spricht, spricht wohl oft zu viel;
Bedachtes Wort nur trifft das Ziel.

* * *

Wie ruhig und friedlich wär's auf der Welt, wenn alle schwiegen, die nichts zu sagen haben!

* * *

Wer über and're Klatsch dir bringt in's Haus,
Trägt Klatsch für andere über dich hinaus.

Vom Büchertisch.

Der kleine Tiroler oder Die Macht der kindlichen Liebe. Von Dr. Rob. Weißenhofer. Verlag der Ebenhöch'schen Buchhandlung in Linz. Preis 1 M.

Eine recht schöne Erzählung aus dem Tiroler Freiheitskampfe im Jahre 1809. Der Verfasser hat sie auch dramatisch bearbeitet unter dem Titel: Wendelin, der kleine Tiroler. Ebenda erschienen. Preis 1 M.

Von dem Prachtwerke „Das XIX. Jahrhundert" liegt nunmehr der erste Band vor. Es ist ein Werk, welches dem zur Neige gehenden Jahrhundert alle Ehre macht. Das ganze Werk erscheint in 60 Lieferungen à 60 Pf. Verlagshaus Bong u. Co. in Berlin u. Leipzig.

Unserer Jugend erste Naturfreuden. Eine Reihe von Versuchen aus den verschiedenen Gebieten der Naturkunde von A. Emmerig. Preis in eleg. Leinwandband 2,50 M. Verlag von L. Auer in Donauwörth.

Ein Buch, welches der Jugend, namentlich der studierenden, nützliche und genußreiche Unterhaltung gewährt. Bestens empfohlen!

Briefkasten.

Hochw. H. P. P. Ihre Anerkennung hat uns sehr gefreut. Wir werden auch in Zukunft bestrebt sein, Unterhaltung und Belehrung gleichmäßig zu berücksichtigen.

Hochw. H. B. in B. Solche Freunde wünschen wir uns und der „Katholischen Familie" recht viele.

H. J. H. in O. Wir wollen jetzt nicht mehr auf die Sache zurückkommen. Ihr Interesse an dieser Frage hat uns gefreut. Bleiben Sie uns auch fernerhin gewogen!

Rätsel.

In 1, 2, 3 und 4
Erzittert Mensch und Tier;
Und setzt man 3 vor 2,
Sind's Bäume mancherlei.

Auflösung des Rätsels in Nr. 9:

Schlacht — schlecht — schlicht — Schlucht.



Auf der Flucht beim Erdbeben.
Der Boden gespalten und ein Mann verschwunden. Wo ist er?

Verantwortlicher Redakteur: G. P. Lautenschlager in Augsburg. — Verlag der B. Schmid'schen Verlags-Buchhandlung in Augsburg A 34. — Buchdruckerei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.